Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 88 (1994)
Heft: 9

Artikel: Über die durchaus nicht unheilige Allianz in der EWR-Gegnerschaft
Autor: Haller, Gret
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143852

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gret Haller

Über die durchaus nicht unheilige Allianz in der EWR-Gegnerschaft

Eine persönliche Vorbemerkung: *Das Nein der Schweiz zum EWR hat mein politisches Selbstverständnis in einer Art ins Wanken gebracht, wie nie etwas zuvor. Auch meine Abwahl aus der Berner Stadtregierung vor sechs Jahren war für mich nicht ein so nachhaltiger politischer Einschnitt wie der 6. Dezember 1992.*

Anfänglich wusste ich nur, dass nachher nichts mehr so war wie vorher, ich wusste aber nicht inwiefern. Mit der Zeit merkte ich, dass ich nicht mehr in der Lage war, mit Leuten politisch zusammenzuarbeiten, die aus dem links-grün-feministischen Lager gegen den EWR angetreten waren, und dies durchaus auch in Themen, die mit Aussenpolitik nichts zu tun hatten. Zwischen mir und diesen Leuten war etwas zerbrochen. Da ich mich immer diesem Lager zugerechnet hatte, und da die Basis meiner politischen Überzeugung nach wie vor eine feministische Grundhaltung ist, war diese Erkenntnis, die da über mich hereinbrach, natürlich eine schmerzliche, und ich habe sie deshalb nur nach und nach zulassen können, so dass mir im nachhinein verständlich wird, warum ich so lange brauchte, um den Gründen für diesen Bruch auf die Spur zu kommen.

Mit einem Referat anlässlich der diesjährigen Delegiertenversammlung des Verkehrs-Clubs Schweiz (VCS) ist es mir anderthalb Jahre später nun endlich gelungen, Ansätze einer Erklärung für das zu formulieren, was mir passiert ist.

Verbindungslinien zwischen ökologischer und europäischer Politik

Seit dem 20. Februar 1994 versuche ich immer wieder, Politikerinnen und Politikern im Ausland zu erklären, dass das schweizerische *Ja zur Alpeninitiative* ein Bekenntnis zur Ökologie gewesen ist, nicht aber ein antieuropäisches Votum. Manchmal versteige ich mich in meinem Eifer auch zur Formulierung, die Abstimmung sei geradezu ein Bekenntnis zu einem ökologischen Europa gewesen. Wenn ich dann vorsichtig gefragt werde, was denn eigentlich am *6. Dezember 1992* bei uns passiert sei, dann wird mein Eifer jeweils wieder ein wenig gebremst. Zwar komme ich durch solche Fragen nicht in einen Argumentationsnotstand, aber es wird dann jeweils etwas komplizierter, und ich muss differenzierter argumentieren.

Ich möchte auf die *Stichworte Schweiz, Europa und Ökologie* nun etwas näher eingehen. Damit meine ich nicht die Fragestellung, ob ökologische Zielsetzungen besser auf schweizerischer oder besser auf europäischer Ebene verwirklicht werden können. Darauf gibt man heute pragmatische Antworten: Wir wissen alle, dass eine ökologische Insel in der Mitte Europas wenig nützt. Und andererseits hat die Alpeninitiative gezeigt, dass Europa möglicherweise auch durch nationale Entscheide beeinflusst werden kann.

Mir geht es hier aber um etwas anderes, etwas Grundsätzlicheres. Ich möchte die Frage stellen, ob es Zusammenhänge gibt oder Verbindungslinien zwischen einer ökologisch orientierten Politik und der Politik der europäischen Integration. Und um dem näher auf den Grund zu kommen, mache ich jetzt einen ziemlich grossen Sprung, der vielleicht zunächst als etwas unzusammenhängend erscheinen mag.

Erfolg basiert auf gegenseitiger Bezogenheit

In der Naturwissenschaft, genauer in der Biologie, werden seit etwa einem Jahrzehnt Dinge gedacht, die den *Darwinismus in Frage stellen.* Darwin führte die Entwicklung aller Lebewesen auf einen Konkurrenzkampf zurück, in dem sich immer jene Erscheinungsformen weiterentwickeln, die sich im Kampf gegen andere als die stärkeren erweisen, während die schwächeren in der Entwicklungsgeschichte auf der Strecke bleiben, sich gar nicht entwickeln oder aussterben. Im Feinbereich, bei den einzelnen Zellen, wird nun genau das Gegenteil entdeckt: Es vermögen sich im Entwicklungsprozess offenbar jene Zellformationen durchzusetzen, innerhalb deren sich die einzelnen Zellen möglichst frühzeitig miteinander in Verbindung setzen, sich ergänzen, gut zusammenarbeiten und gegenseitig aufeinander Rücksicht nehmen. Diese Organismen erweisen sich als lebensfähiger, und zwar nicht einmal unbedingt im Kampf gegen andere.

Ich mache einen weiteren Sprung zu etwas ganz anderem: Wenn private Firmen, die auch *Forschung* betreiben, möglichst rasch zu Resultaten kommen wollten, hatten sie früher die Tendenz, einzelne Forschungskräfte in ein gegenseitiges Wettbewerbsverhältnis zu bringen und dem Gewinner – oder vielleicht selten der Gewinnerin – Privilegien im beruflichen Fortkommen zu sichern. Heute scheint man noch *effizientere Methoden* gefunden zu haben, nämlich die Forschungskräfte gruppenweise einzusetzen, und zwar eben gerade nicht in Konkurrenzsituation mit anderen. Der freie Gedankenaustausch untereinander führt die Beteiligten offenbar ebenso rasch zu Resultaten. Und es kommt erst noch billiger, weil man keine Konkurrenzequipen bezahlen muss.

Ähnliches wäre möglicherweise in Managementtheorien festzustellen. Stichworte wie *«partizipativer Führungsstil»* haben sich sehr rasch verbreitet. Auch im Bereich der vielfältigen Therapiemethoden ist ein analoger Wandel zu bemerken. Immer häufiger tritt an Stelle einer Einzeltherapie der Einbezug des ganzen Umfeldes der betreffenden Person: *Gruppen- oder Familientherapien,* oder wie sie alle heissen. Immer steht dahinter die Vorstellung beziehungsweise die Tatsache, dass jeder Mensch in ständiger Bezogenheit auf die Menschen rund um ihn herum lebt.

Das für mich frappierendste Beispiel stammt von jenen Militärpsychologen, die im KSZE-Prozess den Begriff der *«gemeinsamen Sicherheit»* erfunden und damit das Ende des Kalten Krieges eingeläutet haben. Zuvor hatte jeder der beiden Blöcke nur seine eigene Sicherheit im Auge gehabt. Dies führte logischerweise zu einer Rüstungseskalation, denn wenn eine Seite so viel Rüstungspotential bereitgestellt hatte, dass sie sich selber sicher fühlte, wirkte das logischerweise als sehr bedrohlich für die andere Seite, so dass diese massiv aufrüsten musste, um sich sicher zu fühlen, was die erstgenannte Seite wiederum massiv bedrohte. Das Geniale an der Erfindung des Begriffs der gemeinsamen Sicherheit liegt darin, dass nur jene Konstellation effektiv Sicherheit bringen kann, die in beiden Seiten Sicherheitsgefühle auslöst. Beide Seiten sollen sich nicht nur überlegen, was eine Massnahme für sie selber bedeutet, sondern auch, was sie im Gegenüber für Gefühle auslöst. Also hier wiederum dasselbe: Nur jene Vorgehensweise bringt Erfolg, die auf der gegenseitigen Bezogenheit basiert.

Das Dreieck Mensch – Natur – Gott

Ich persönlich habe die Begriffe, die mir das Gemeinsame an allen diesen Phänomenen zeigen können, in der *feministischen Theologie* gefunden. Ich bin persönlich über den Feminismus politisiert worden, so dass es für mich naheliegt, Grunderklärungen dort zu suchen.

Feministische Theologinnen haben die Begriffe Subjekt und Objekt in Frage gestellt. Sie haben alle Menschen zu Subjekten erhoben, womit natürlich vor allem der Umgang des Subjekts «Mann» mit dem Objekt «Frau» wegfällt. Das Subjekt erhebt sich nicht mehr über das Objekt, um es zu

unterwerfen, sondern zwischen den verschiedenen Subjekten entsteht eine Beziehung. *Carter Heyward* und übrigens auch *Dorothee Sölle* umschreiben denn auch Gott (oder das Göttliche) als «Macht in Beziehung».

Von da ist der Sprung zur ökologischen Theologie nicht mehr weit. Genau so, wie die *feministische Theologie* die Frau vom Objekt zum Subjekt erhebt, tut es die ökologische Theologie mit der Natur. Die Natur ist nicht länger Objekt, sie ist Subjekt, und das Subjekt Mensch tritt zu ihr in Beziehung. Spiegelbildlich dazu findet sich in der Schöpfungstheologie der Ansatz, dass Gott (oder das Göttliche) nicht Herrscher ist über die Schöpfung, sondern sich gleichsam im lebendigen Evolutionsprozess zeigt und vom Menschen auch so erfahren werden kann.

Sehr vereinfacht gesagt kann man sich ein Dreieck vorstellen zwischen dem Subjekt Mensch, dem Subjekt Natur und dem Subjekt Gott, alle durch Beziehung miteinander verbunden. Und die entstehende Beziehung, die sich weiter entwickelnde Beziehung macht das Lebendige aus, das Sich-Weiterentwickeln, das *Leben überhaupt*. Dies zu ermöglichen, ist das Ziel jeder ökologischen Philosophie, jeder ökologischen Lebensweise und jeder ökologischen Politik.

Lassen Sie mich noch zwei kurze Sätze von *Martin Buber* zitieren, die in fast wunderbarer Weise vieles von dem zusammenfassen, was ich eben zu sagen versuchte. Der erste Satz heisst: «Im Anfang ist die Beziehung.» Dieser Satz lehnt sich an den ersten Satz der Bibel an. Der zweite Satz heisst: «Alles wirkliche Leben ist Begegnung.» Dieser Satz basiert gleichsam auf dem ersten, und er ist nicht nur eine soziale, eine gesellschaftliche und eine religiöse Grundaussage, sondern er ist auch ein ökologisches Programm.

Ökologie heisst auch In-Beziehung-treten-Wollen

Nun möchte ich zu den Zusammenhängen zurückkommen, von denen zu reden ich Ihnen eingangs versprochen habe. Wer Beziehungen eingeht – zu anderen Menschen, zur Natur, vielleicht auch zu irgendwelchen göttlichen Kräften –, geht über die Grenzen der eigenen Persönlichkeit hinaus, findet eine Erfüllung darin, diese *Grenzen zu überschreiten* und sich dem Anderen, dem Gegenüber zuzuwenden. Wer sich so verhält, ist neugierig gegenüber dem, was sich ausserhalb von ihm abspielt, ein solcher Mensch ist beziehungsfähig, ein solcher Mensch ist liebesfähig, er ist aber auch bereit, Enttäuschungen zu erleben.

Genau dasselbe spielt sich auf der Ebene des *Nationalstaates* ab: Wer sich für Politik interessiert, wer auf nationaler Ebene an Abstimmungen teilnimmt, identifiziert sich in irgendeiner Weise mit dem Staat «Schweiz». Wer aus dieser Position heraus Beziehungen eingehen möchte über die Schweizer Grenzen hinaus, geht gleichsam mit der eigenen politischen Persönlichkeit über die schweizerischen Grenzen hinaus. Und da kann ich den Satz von vorhin in etwas abgänderter Form nur wiederholen: Wer sich so verhält, ist neugierig gegenüber dem, was sich ausserhalb der Schweiz abspielt, ein solcher Mensch ist politisch beziehungsfähig, er ist aber auch bereit, Enttäuschungen zu erleben.

Dies ist ein *ur-ökologisches Verhalten,* wie ich es in meinen vorherigen Ausführungen dargelegt habe. Es ist ein In-Beziehung-treten-Wollen, auch ein In-Beziehung-treten-Wollen mit Dingen, die durchaus verbesserungsfähig wären, insbesondere in ökologischer Hinsicht.

Ökologie heisst eben auch In-Beziehung-treten-Wollen. Jedes Nicht-in-Beziehung-treten-Wollen, sogar das Nicht-in-Beziehung-treten-Wollen zu etwas, das verbessert werden sollte, oder selbst zu etwas, das man irgendwie für «böse» hält, ist demgegenüber ein zutiefst unökologisches Verhalten. Es belässt nämlich das Gegenüber – und ich sage nochmals, das gilt auch für ein zunächst als böse erscheinendes Gegenüber – im Zustand des Objekts, weil ich als Subjekt diesem Gegenüber die Beziehung verweigere und es damit zum

Objekt degradiere. Damit verweigere ich dem Gegenüber sogar die Chance, verbessert zu werden. Und genau das – die *Degradierung des Gegenübers zum Objekt* – ist der Grundmechanismus jeglicher Naturzerstörung. Es ist also der Grundmechanismus jedes ökologisch schädlichen Verhaltens.

Das Gemeinsame in der Ablehnung des EWR

Nachdem ich diese fast philosophisch anmutende Aussage gemacht habe, werde ich nun sehr konkret, und zwar was das Nein zum EWR am 6. Dezember 1992 anbelangt, das von einem Teil der ökologischen Bewegung mitgetragen wurde. Sie werden mir nun sagen, ich solle aufhören, in der Vergangenheit zu wühlen, es gehe um die Zukunft. Und genau das tue ich nicht, weil ich aufgrund meines politischen Weges, den ich bisher gegangen bin, genau zu unterscheiden weiss zwischen reiner Vergangenheitsverarbeitung und den Lehren, die man (und frau) aus Erlebtem ziehen kann, um die Gegenwart zu begreifen. Die *nächste Abstimmung über Europa* kommt nämlich bestimmt – in welcher Form auch immer –, und dann stellt sich die genau gleiche Frage wieder.

Viele haben bei der EWR-Abstimmung von einer «unheiligen Allianz» gesprochen. Dies bedeutet, dass die Gegnerschaft von rechts und von links oder grün aus ganz unterschiedlichen Motiven zu einem «Nein» gekommen sei. Aber eine solche Interpretation ist schlicht und einfach falsch. Der Unterschied lag zwar darin, dass die rechtsstehenden Gegnerinnen und Gegner nationalistische Motive in den Vordergrund stellten, während linke oder grüne Gegnerinnen und Gegner Europa als unökologisch, unsozial oder undemokratisch abstempelten oder es als «Männerprojekt» abqualifizierten. Das Gemeinsame in der ablehnenden Argumentation – und das ist politisch viel bedeutsamer – lag jedoch darin, dass man es ablehnte, mit etwas Bösem in Beziehung zu treten. Und angesichts dessen spielt es dann gar keine Rolle mehr, warum das Gegenüber böse ist.

Die Ablehnung der europäischen Idee aller Integrationsgegner basiert ohne Unterschied auf *ein und demselben Gedanken:* Man ist sich zu gut dafür mitzumachen, man ist besser als die anderen. Und: Man macht das andere zum Objekt, dem man die Beziehung verweigert. Man lehnt es ab, mit dem anderen in Beziehung zu treten, um es zu verändern, man schreibt das andere definitiv ab. Eine solche Haltung ist nie lebensorientiert.

Wenn die Menschheit überhaupt ein nächstes Zeitalter erleben wird – und ob das der Fall ist, weiss ich mit dem besten Willen nicht –, so wird es das *Zeitalter der Beziehung* sein. Gemeint ist ein Bezogensein aufeinander, ein Bezogensein zwischen den Menschen, ein Bezogensein zwischen Menschen und Natur und vielleicht auch ein Bezogensein zwischen dem Menschen und dem Göttlichen, wobei – da mache ich eine Einschränkung – jede Person für sich selber entscheiden sollte, ob diese letztgenannte Dimension für sie auch noch dazugehört oder nicht. Jedenfalls ist der Ansatz der Begegnung, des Aufeinanderzugehens das einzig Lebendige und Weiterführende.

Nachbemerkung: *Da der Anlass, der mich gezwungen oder mir die Chance gegeben hat, das Geschehene endlich wenigstens ansatzweise formulieren zu können, ein Referat im Rahmen einer ökologisch tätigen Organisation war, habe ich den Beziehungsgedanken vor allem in seiner ökologischen Dimension angesprochen. Noch wichtiger ist für mich die feministische Dimension, denn ökologisch verantwortbares Verhalten ist für mich notwendigerweise eine Folge feministischen Gedankengutes und nicht etwa umgekehrt. Feminismus definiert sich für mich vereinfacht gesagt durch ein möglichst gewaltfreies Verhältnis zwischen den Menschen einerseits und der Menschen gegenüber der Natur andererseits.*

So müsste ich denn eigentlich den Text nochmals schreiben, mit Betonung der feministischen Dimension, wobei die Begründung allerdings genau dieselbe bleiben würde: Ein Nicht-in-Beziehung-treten-Wollen zu etwas anderem, sogar zu etwas, das einem als böse erscheint, ist mit meiner feministischen Grundhaltung nicht vereinbar. Natürlich gibt es Grenzen: Würde ich in einem faschistischen Umfeld leben, so sähe ich keine Möglichkeit, dieses Umfeld durch Aufnahme von Beziehungen zu verbessern, da der Faschismus eine lebensorientierte Beziehung zwischen Menschen ideologisch ablehnt.

Offensichtlich hat es für mich das Erleben des 6. Dezember 1992 gebraucht, damit ich realisieren konnte, wie zentral in meiner politischen Grundüberzeugung der Begegnungsansatz ist. Dies wird sicher auch so bleiben. Aber jetzt, da ich diesen Zugang gefunden habe, wird mir auch der Bruch verständlich, der sich danach für mich ereignet hat. Es wird nicht mehr so werden, wie es für mich vorher war. Aber ich will ja auf jene Leute auch wieder zugehen können, mit denen der Bruch geschah. Sonst hätte ich das Obenstehende zu Unrecht formuliert.

Hans-Peter Studer

Über neue Rahmenbedingungen für die Wirtschaft zu neuen Spielregeln für die Arbeit

«Jenseits etablierter Lehrmeinungen» denkt Hans-Peter Studer über den Gigantismus der Wachstumsökonomie nach. Er bleibt aber nicht bei der Kritik stehen, sondern zeigt uns auch Alternativen auf, um die Rahmenbedingungen der Marktwirtschaft radikal zu verändern und den systembedingten Egoismus der heutigen Konkurrenzwirtschaft in Schranken zu weisen. Als Folge würden Arbeit und Einkommen auch international wieder gerechter verteilt; darüber hinaus würden die Menschen die Erde nicht mehr nachhaltig zerstören, sondern wieder lernen, sie zu bewahren und zu lieben. Bekannt geworden ist Hans-Peter Studer mit seinem 1992 bereits in dritter Auflage erschienenen Buch: Jenseits von Kapitalismus und Kommunismus, Kritik der materialistischen Gesellschaft und Wege zu ihrer Überwindung (osiris-verlag, Speicherschwendi). Der Autor arbeitet als selbständiger Umwelt- und Gesundheitsökonom. *Red.*

Diskussionsgrundlagen jenseits etablierter Lehrmeinungen

Jeder soll möglichst ungehindert seinen eigenen Nutzen verfolgen können, und dann wird daraus das optimale Gesamtwohl resultieren. So will es die ökonomische Theorie seit Adam Smith. Wie wir mittlerweile wissen, stimmt dieses Postulat dahingehend, dass so zwar immer mehr Wohlstand entsteht. Dieser kommt jedoch nur einem kleinen Teil der Menschen zugute und basiert auf einer stets gigantischeren *Naturzerstörung*. Je mehr zudem der materielle Gütersegen überhandnimmt, desto weniger hat er mit Lebensglück und Lebensqualität zu tun – so klug sollten zumindest wir in den reichen Industrieländern inzwischen geworden sein. Die sozialen und ökologischen Folgekosten aber, die er